

Medizinischer Aberglaube älterer und neuerer Zeit.



Fig. 100. Krankheitsdämonen und Gespenster nach einem Holzschnitte aus dem Anfange des
16. Jahrhunderts.

„Ein narr ist, der ein arzet sucht,
des wort vnd ler er nit gerucht,
vnd volget alter wiber rot,
vnd loßt sich seggen in den dot
mit fracter vnd mit narrenwurz,
des nimt er zu der hell ein sturz.
des aberglaub ist jeh so vil,
domit man g'sundheit suchen wil;
wan ich das als zusamen such,
ich macht wol druß ein feyerbuch.“

Sebastian Brant. (Narrenschiff 1494.)



Fig. 101. Zierbuchstabe mit einem der
Zauberei angeklagten Naturkundigen.
Nach einer Miniatur aus einem juris-
tischen Werke des 13. Jahrhunderts.

ffenbar ist der Aberglaube, dieser Halb-
bruder des Glaubens, der richtige
Sohn der heiligen Einfalt. Er hatte
sich in früheren Jahrhunderten der-
artig in alle Gebiete des menschlichen
Wissens einzuschleichen gewußt, daß
es kaum eine Wissenschaft giebt, in
welcher er nicht sein tolles Wesen
getrieben hat. Er verleitete die genau
berechnende Astronomie zu den thö-
richten und betrügerischen Wahrsage-
reien der Astrologie und erzeugte mit

dieser die Sternzeichen-, Vogelflug- und Traumdeuter. Er war der
Vater der vielen Thoren, welche die Alchemie zur Welt brachte,
die mit dem philosophischen Stein alles in Gold verwandeln und
den Menschen unsterblich machen wollten. Er schuf unter treuer
Beihilfe der Theologie den Teufelspud, die Gespenster- und Geister-
erscheinungen. Und er war es auch, der die Vertreter der irdischen
Gerechtigkeit dazu verleitete, die Welt mit den abscheulichen Ordalien
oder Gottesurteilen zu beglücken, welchen schließlich, als Gipfel der
abergläubischen Verirrungen der Justiz, die Hexenprozesse, diese
ewige Schmach des Menschengeschlechts, nachfolgten.

Bei einer so allgemeinen Verbreitung des Aberglaubens dürfen
wir uns denn nicht wundern, denselben auch in der Medizin in
früheren Jahrhunderten heimisch und gesetzlich eingeführt zu finden.
Bei Durchsicht der mittelalterlichen Fachschriften sehen wir denn auch,
daß die Medizin es sehr wohl verstand, mit dem Strome der

damaligen abergläubischen Zeit zu schwimmen. Es war der medizinische Aberglaube hauptsächlich in der Anschauungsweise, welche man von dem Wesen der Krankheiten hatte, begründet. Als man überhaupt noch zu wenig gewöhnt war, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung bei den Naturerscheinungen zu erkennen, und noch keine Physiologie Aufklärung über die maschinenmäßigen Vorgänge im menschlichen oder tierischen Körper gab, suchte man den Grund der Krankheiten nicht in einer unterdrückten oder verkehrten Thätigkeit oder falschen Stoffbildung der Körperteile, überhaupt nicht in dem kranken Körper selbst, sondern hielt die Krankheit für etwas von außen Herzugekommenes, das man, wie es Naturvölker meistens mit unaufgeklärten Naturerscheinungen zu machen pflegen, verpersönlichte. Man nahm an, daß eine höhere Macht, ein Dämon, sich in der Krankheit des Menschen oder des kranken Gliedes desselben bemächtigt habe. Diese Ansicht war ganz allgemein und beherrschte nicht nur die unwissenderen und ungebildeteren Klassen, sondern hatte sich auch in den Köpfen der gelehrten Ärzte derartig eingebürgert, daß wir noch in den medizinischen Werken vorigen Jahrhunderts Spuren solcher Anschauungen finden. In mittelalterlichen medizinischen Werken werden Geisteskrankheiten, Epilepsie und nächtliches Alpdrücken geradezu für durch Besessenheit mit Gespenstern und Geistern veranlaßt erklärt. In Brunschwyks „Buch zu distilliren die zusammen gethonen ding“ aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, findet sich zur Einleitung des Kapitels „Ein gut wasser für gespenst“, auszutreiben und zu verjagen „die teuffel unn teuffelsche gespenst“, sogar eine Abbildung derartiger Krankheitsgeister, wovon Fig. 100 eine Nachbildung ist.

Bei solchen Anschauungen war natürlich die Aufgabe der damaligen Heilkunst eine andere als jetzt: es galt, diese Krankheitsdämonen fernzuhalten oder zu bannen und zu vertreiben. Hierzu wurden die verschiedensten Mittel angewandt; namentlich hielt man Amulette und Talismane dazu sehr geeignet, und daher wurden solche Schutzmittel, welche noch jetzt aus den verschiedensten Stoffen und in den mannigfaltigsten Formen beim Volke in Gebrauch sind, früher auch von den Ärzten sehr viel verordnet. Noch in der zweiten Auflage des *Dispensatorium regium electorale Borusso-Brandenburgicum*, welches 1731 erschien und als damalige Pharma-

Kopöe bis zum Jahre 1744 gesetzliche Gültigkeit hatte, finden wir eine Vorschrift zur Bereitung eines Amulettes gegen die Pest, diesen Schrecken des Mittelalters, welche eher aus einer Hexenküche, als von dem obersten Medicinalkollegium des damals noch jugendlichen preussischen Königreiches zu stammen scheint. Obgleich zu befürchten ist, daß die zart besaiteten Gemüther unserer modernen Tierschutzvereiner von der Tierquälerei, welche bei der Herstellung dieses Schutzmittels verübt wurde, unangenehm berührt werden, kann ich es doch nicht unterlassen, diese Vorschrift den Lesern in deutscher Übersetzung, als ein Probestückchen einer Pharmacopöe von vor etwa 150 Jahren, im Nachfolgenden mitzuteilen:

„Helmonts Amulett gegen die Pest.

Wenn dies Mittel auch von einigen für nichts wert gehalten wird, so hat es sich doch vielfach, namentlich in dem Kriege, welcher in Ungarn zwischen den Kaiserlichen und den Rebellen geführt wurde, als die Pest fürchterlich wütete, bei vielfachen Versuchen der Ärzte bewährt, so daß es, wie man sagt, den trübsägigen Hexen und Barbieren schon bekannt ist. Man macht es aus großen, alten, am Nachmittagen des Monats Juni gefangenen Kröten, indem man dieselben mit den Hinterbeinen am Herde über einer mit Wachs bedeckten Schüssel, unter der ein Feuer angezündet ist, aufhängt. Nach drei Tagen hauchen die Kröten eine scheußliche Luft und Geifer aus, wodurch allerlei Gewürm, wie Fliegen herzufliehet, das auf dem Wachs kleben bleibt und noch Geifer dazu ausspeiet. Wenn alle Kröten tot sind, röste, zerreibe und mische man sie mit dem sorgfältig zusammengekrachten Geifer und forme etwa einen Zoll lange Rollen davon, denen man, wie einige angeben, die Gestalt einer Kröte geben muß. Diese hänge man, in Nesseltuch eingenäht, an einem seidenen oder leinenen Faden so um den Hals, daß sie auf der Herzgrube liegen. Je länger man sie trägt und gebraucht, desto sicherer bleibt man vor der Pest bewahrt.“ Eine reichere Auswahl ähnlicher Vorschriften finden wir noch in Johannis Henrici Jünckens *Corpus pharmaceutico-chymico-medicum universale*, welches 1697 in Frankfurt erschien und im 18. Jahrhunderte in den meisten Apotheken Deutschlands benutzt wurde. Man schien der Ansicht zu sein, die Krankheitsgeister empfänden denselben Abscheu gegen ekelhafte und widerwärtige Stoffe, wie wir Menschen, und

die Träger solcher Sachen hätten den Besuch der Krankheitsgeister so leicht nicht zu befürchten. Infolgedessen sind die Bestandteile vieler Amulette gerade nicht sehr leckerer Natur. Gegen Nasenbluten empfiehlt z. B. Jünckens Universalpharmakopöe unter dem Namen: *Sacculus pro amuleto in haemorrhagia narium Senneri*, ein Beutelschen von roter Seide, welches mit Krötenasche, Blutstein, menschlichem Hirnschädelmoos, Meernabeln, Krötenwurzeln etc. gefüllt war, an einem seidenen Bande am Halse zu tragen.

Menschenhädelmoos, *Usnea cranii humani*, war meistens *Parmelia saxatilis* oder *Parmelia omphalodes*. Lemery schreibt in seinem 1675 erschienenen *Cours de chimie* darüber wie folgt: „Haben die Hirnschädel viel Jahr in der Luft gehangen, so findet man eine Art grün Moos darauf, das man *Usnee* nennt. Man läßt es aus Irland bringen, wo es gäng und gäb ist, weil man der Orten die armen Sünder so lange an Pfählen im Felde hängen läßt, bis sie stückenweise herunterfallen. Wann nun das Fleisch und die Haut diese Zeit über vergangen, so wächst solch Moos auf dem Hirnschädel. Es adstringiret und stillt sonderlich das Blut wohl, wenn es außen aufgelegt wird. Man kann es auch innerlich zur Epilepsie brauchen, als daß es sehr viel höchst volatiles Hirnschädelsalz in sich hält.“ Meernabel sind die Deckel der Mondschncke (*Turbo cochlus*, *rugosus* etc.); die Muscheln wurden als Amulett gegen Nasenbluten getragen, außerdem gebrauchte man sie als wurm- und harntreibendes Mittel und legte sie gegen Kolik auf den Bauch.

Auch Oswald Croll, Leibarzt des Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg, giebt in seiner *Basilica chymica*, welche 1608 zu Frankfurt erschien, genaue Vorschriften zur Bereitung von Amuletten, die hier in der Übersetzung, welche H. Ludwig davon giebt¹⁾, folgen mögen: »Zenexton seu Xenzethon Paracelsi. Zuerst lasse man sich ein Instrument von Stahl (Fig. 102) zum Formen von Zeltchen anfertigen, welche letzteren etwa 1½ Drachme schwer sind. Dieses Instrument hat 3 Theile; in dem obern Theil, der die Form eines großen Siegels besitzt, ist eine Schlange, in dem unteren, welcher gewissermaßen einen kleinen Amboss darstellt, ein Skorpion eingraviert, der dritte Theil besteht aus einem hohlen, anderthalb fingerbreit

¹⁾ Gesch. d. Apothek. v. A. Phillips, Jena 1855, Seite 447.

hohen stählernen Ringe, der die eingedrückte Masse enthält, damit sie nicht herausfallen könne, sondern durch Drücken oben und unten geformt werde. Die Skulptur des Instruments geschieht bei einer gewissen Stellung der himmlischen Lichter gegen einander, nämlich dann, wenn die Sonne und der Mond in das Zeichen des Skorpions eintreten. Zu derselben Zeit werden auch jene Zeltchen gezeichnet, oder wenigstens dann, wenn der Mond in das Zeichen des Skorpions tritt; denn so werden die oberen Dinge mit den unteren durch sympathische, unauflöslche Einigung vermählt und verbunden.

Die zur Bildung der Amulette oder der konstellierten Zeltchen nötige Masse: Nimm zwei Unzen an der Luft und durch die Sonnenhitze gut ausgetrocknete und unter freiem Himmel zerstoßene Kröten . . .

ferner Zenith juvenicularum (Sanguinis menstrui primi) soviel du haben kannst;

weißen krystallisierten Arsenik, roten Arsenik oder Auripigment von jedem eine halbe Unze;

Diptam- und Tormentillwurzel, von jeder 3 Drachmen; nicht durchlöchernte Perlen eine Drachme;

Korallen, Fragmente des orientalischen Hyazinths und Smaragds von jedem eine halbe Drachme;

orientalischen Safran zwei Skrupel.

Des Geruchs wegen können einige Gran Moschus oder Ambra zugesetzt werden. Alles wird aufs feinste gepulvert und gemischt, darauf mit Traganth, der durch Rosenwasser zum Schleim gemacht, zu einem Teige geknetet und aus demselben zu der Zeit, wo Sonne und Mond, oder doch wenigstens der letztere, in dem Zeichen des Skorpions stehen, runde Zeltchen (Pentacula) geformt, welche mit

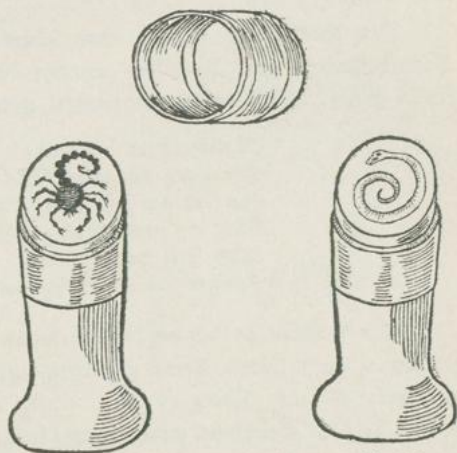


fig. 102. Prägestempel für Amulette gegen die Pest nach einem Holzschnitte vom Jahre 1622.

dem oben beschriebenen, unter derselben Influenz gravierten Instrument gezeichnet werden; oder, wenn man lieber will, giebt man diesen Schildchen die Form des Herzens. Nach dem Austrocknen werden sie mit rotem Baumwollenzug bedeckt.

Gebrauch: Diese Pentakeln werden an einer seidenen Schnur zwischen den Kleidern in der Gegend des Herzens aufgehängt; sie schützen nicht allein vor der Pest, sondern verhindern auch, daß der Körper von Giften oder astralischen Krankheiten angegriffen wird; sie ziehen das Gift von innen heraus und verzehren das von außen kommende.“

Den Edelsteinen schrieb man ebenfalls schützende Kraft gegen Krankheiten zu, und dieselben wurden daher, in Gold, Silber oder Stahl gefaßt, als Vorbeugungsmittel getragen; denn:

„Talisman in Karneol,
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx Grunde,
Küß ihn mit geweihtem Munde!
Alles Übel treibt er fort,
Schützt dich und schützt den Ort.“

Wie Eonicer in seinem Kräuterbuche erzählt, war der Diamant (Adamas), am linken Arme getragen, gut „wider Unsinigkeit, ungezähmte Thiere, Krieg, Hader, Gift, Anlauf der Phantasie und bösen Geist“. Gerühmt wird zwar die große Härte des Diamants, doch behauptet Eonicer, er werde durch Bocksblut weich und biegsam. Diese Meinung ist eine alte, die schon Plinius¹⁾ erzählt. Auch in Wolframs von Eschenbach Parzival wird dasselbe behauptet. Gahmuret von Anschau, dem Vater Parzivals, ward durch Anwendung dieses Mittels heimtückisch sein Demanthelm erweicht, und er kam dadurch zu Tode:

„Er zog das Härsenier sich ab;
Die Hitze zwang ihn zu der Frist.
Verfluchte heidnische List
Hat uns geraubt den Ritter gut.
Ein Ritter hatte Bocksblut
Genommen in ein langes Glas,

¹⁾ C. Plinius, Naturgeschichte. Bd. 20, Kap. 1.

Das schlug er auf den Adamas:
Da ward er weicher als ein Schwamm."

.....
"Der Speer durchschnitt ihm Helm und Stirn,
Das Eisen fuhr durch Haupt und Hirn,
Daß man den Splitter drinne fand."

Wahrscheinlich hat Wolfram von Eschenbach seine Wissenschaft von der steinerweichenden Kraft des Bocksblutes aus einem im 10. Jahrhunderte von einem unbekannten, in Rom lebenden Verfasser geschriebenen Werke: „Heraclius, von den Farben und Künsten der Römer“¹⁾ geschöpft. Jedenfalls beruft er sich bei der Schilderung eines Edelsteinschnittes an einer anderen Stelle²⁾ ausdrücklich auf dieses Buch mit den Worten: „juch hete baz bescheiden des Erâclius“³⁾ 2c. Über die Benutzung des Bocksblutes werden im Heraclius in dem Kapitel: „Wie die kostbaren Steine geschnitten ... werden“ folgende Angaben gemacht: „Nimm einen Bock, der noch nie gezeugt hat, stelle ihn durch drei Tage in eine Kufe, bis alles, was er im Leibe hatte, verdaut ist. Sodann nähre ihn vier Tage lang mit Ephreu. Nun reinige den Bottich, um seinen Harn aufzufangen, dann töte den Bock und vermische sein Blut mit dem Harne, lege den Stein eine Nacht über hinein und drücke ihn darauf in die Form, die du wünschest, oder schneide ihn.“ Noch unheimlicher und schauerlicher klingt eine ähnliche Angabe über die Verwendung des Bocksblutes, welche etwa zwei Jahrhunderte später als der Verfasser des Heraclius, Theophilus Presbyter³⁾ macht. „Wenn du den Krystall schneiden willst, so nimm ein Böckchen von zwei oder drei Jahren, binde ihm die Füße, schneide ihm zwischen Brust und Bauch eine Öffnung an der Stelle, wo das Herz ist, und lege den Krystall hinein, so daß er in dem Blute desselben (des Herzens) liege, bis er warm wird. Als bald nimmst du ihn heraus und schneidest darein was du willst, so lange jene Wärme andauert; wenn er wieder kalt und hart zu werden anfängt, lege ihn abermals in das

¹⁾ Originaltext und Übersetzung von Albert Jlg. Quellsenschriften für Kunstgeschichte 2c. von R. Eitelberger von Edelberg. Wien 1873.

²⁾ Parzival XV, 1191.

³⁾ Theophilus Presbyter schedula diversarum artium. Revid. Text, Übersetzung 2c. von Albert Jlg. Wien 1874.

Blut des Bockes; nachdem er erwärmt ist, nimm ihn heraus und schneide darein, und so treibe es, bis du deine Schnitzerei fertig hast. Wenn er das letzte Mal erwärmt und herausgenommen ist, reibe ihn mit wollenem Tuch, um ihm mit demselben Blute Glanz zu geben."

Wahrscheinlich entstand dieser Aberglaube durch die Verwendung des Bocksblutes zum Härten der beim Steinschneiden benutzten eisernen Geräte. Im Heraclius heißt es in dem Kapitel: „Von der Härtung des Eisens, um damit Steine schneiden zu können“: „Wer mit einem tüchtigen Eisen Steine bearbeiten will, beachte die Regel, dessen Spitze zu härten. In der Zeit, da der Bock in der Brunst steht, ist sein Fett allein zu diesem Zwecke brauchbar. Wenn nämlich das heiße Eisen in dieser Flüssigkeit gelöscht wird, bekommt es sogleich eine gehärtete Spitze.“ Nach einer Angabe desselben Schriftstellers wurde zu dem gleichen Zwecke außer Bocksblut auch noch Ziegenmilch und der Harn „eines kleinen, rothaarigen Mädchens, den man vor Sonnenaufgang gewonnen hat“, benutzt. Beim Ablöschen des glühenden Eisens in diesen Flüssigkeiten nahm daselbe aus diesen Kohlenstoff auf und verwandelte sich dadurch oberflächlich in Stahl, mit dem sich die Steine bearbeiten ließen. Da man an dem Eisen durch die Kohlenstoffaufnahme bei dieser Verstählung keinerlei Veränderung im Aussehen wahrnahm, so glaubte man an übernatürliche, aus dem Bocksblute in daselbe übergegangene Kräfte, welche die Steine erweichten. Welche wichtige Rolle der Kultus des Aberglaubens beim Härten von Waffen und anderen Metallgeräten im Altertume und im germanischen Heidentume spielten, ist ja genugsam bekannt. Mystischer Hokusfokus und Segensprüche durften dabei ja nie fehlen.

Von der Verwendung der Edelsteine zu Amuletten legt das »Zenexton pro ditioribus Magnatibus«, dessen Anfertigung Oswald Croll gleichfalls beschreibt, Zeugnis gab. Die Vorschrift dazu lautet: „Es wird eine Kapsel aus reinstem Golde verfertigt mit einer allwärts durchlöcherten goldnen Röhre, welche in der Mitte der Kapsel befestigt ist. Auf der vorderen Außenseite der Kapsel wird ein orientalischer Saphier von der vortrefflichsten Farbe angebracht und um denselben herum vier Krötensteine oder Kreuzspinnensteine; auf der hinteren Außenseite aber wird ein Hyacinth von gehöriger Größe

auf dieselbe Weise befestigt. Das Innere der Kapsel wird mit einem Teige aus zerstoßenen Kröten und dem besten Essig angefüllt. Die inmitten der Kapsel und des Teiges befindliche durchlöchernte Röhre wird mit Fäden von Leinwand erfüllt, »quod primo virginis menstruo, quae annum decimum quintum nondum excesserit, madefactum fuit«, und zwar so, daß die Leinwandstückchen durch die Öffnungen der Röhre hindurch den Krötenessigteig berühren; denn aus der wechselseitigen Berührung entsteht eine gegenseitige Sympathie, welche im umgekehrten Grade durch Antipathie den Giften so widersteht, daß derjenige, welcher dieses Amulett zur Zeit der Pest am Halse hängen hat, nach Gottes Vorsehung gänzlich davon befreit bleibt und für gänzlich gesichert zu halten ist, was auch diejenigen, welche die wahre Zusammensetzung dieser Amulette kennen, hinreichend durch lebende Beispiele erfahren haben."

Auch durch Zauberformeln, Besprechungen und Worte suchte man die Dämonen, welche die Kranken belästigen, zu verjagen. In unserer Volksheilkunde werden noch jezt sehr viele derartige Behandlungen vorgenommen; denn „Besprechen und Stillen“ sind Heilverfahren, welche den Landbewohnern bei Krankheitsfällen in manchen Gegenden Deutschlands noch beliebter sind, als die Hilfe des Arztes. Meistens werden diese Heilgebräuche von alten Frauen, welche sich häufig durch poßennarbige, verwitterte Gesichter und Triefaugen auszeichnen, vorgenommen. Der äußerliche Gebrauch und die Formeln, welche dabei gesprochen werden, sind, da sie sich nur durch mündliche Überlieferung weiter vererben, sehr verschieden. Ich hatte einst Gelegenheit, „der Wissenschaft wegen“ als Zeuge bei einer Besprechung eines Fingergeschwürs, eines sogenannten „Adels“, zugegen zu sein. Die Worte, welche die Heilung vollbringen sollten, lauteten:

„Adel, ick rad' di, dat du freihst
 Un nich witer geihst,
 Somern wißt un vergeihst,
 Eh' de wind weihst,
 Un de Hahn freihst.“

Unter Anrufen des Dreieinigen wurde dann mit Feuerstahl und Stein dreimal Feuer angeschlagen. Der gläubige Kranke verläßt natürlich die Heilkünstlerin mit neuer Hoffnung beseelt, und da die

Zeit zuweilen die Heilung des Leidens selbst übernimmt, so schwindet der Glaube an den Gebrauch solcher Dorfsibyllen so leicht nicht.

In ähnlicher Weise bannt man in Hessen fließendes Blut mit folgendem Spruch:

„Ich ging einmal durch ein Gäßchen,
Da sah ich Wasser und Blut fließen.
Das Wasser ließ ich fließen,
Das Blut that ich verschließen.
Im Namen des Vaters etc.“

Neben dem Namen des dreieinigen Gottes spielten die der heiligen drei Könige eine wichtige Rolle bei den Beschwörungen von Krankheiten. Schon Hieronymus Brunschwyß rät, bei Epilepsie ein Bleikreuz um den Hals befestigt zu tragen, auf dem die Namen dieser eingegraben sind. „Desgleichen so ein mensch fellet an sant Veltins siechtagenn, so soll man im sprechen in das link ore zu dreienmalen: Stand uff in dem namen des vatters, des suns und des heiligen geists und in der eer der heiligen drey künig Caspar, Melchior und Balthasar.“ Da letztere bei Christi Geburt Weihrauch und Myrrhen als Geschenke brachten, so spielen Räucherungen mit diesen und ähnlichen Gegenständen bei Beschwörungen häufig eine gewisse Rolle mit. Schon in der ältesten gedruckten Naturgeschichte — Konrad Megenbergs Buch der Natur —, welche um 1350 geschrieben wurde und 1475 bei Hans Bämmler zu Augsburg in Druck erschien, wird der Zauberkräfte des Weihrauchs Erwähnung gethan: „Du scholt auch wizzzen, daz all die maister, die in der Zauberkunst lernet, daz sprechent, daz die götter und die gaist, die man anruoft mit gilden schrift, die karacteres haizent, und mit in sigel graben, oder daz graben, daz man in ringerlein tuot, die zaubraer desten e erhoeret, wenn sie ihnen weihrauch opfernt. Daz ist ain irrung in der haidenschaft. aber diu ganz wahrheit ist, daz die poesen gaist des weirachs rauch fliehent und daz man gott besunder damit ert.“

Nicht nur gesprochenen, sondern auch geschriebenen Worten wurden früher Heilkräfte zugetraut. Die hierzu ausgewählten Worte waren meistens völlig sinnlos, oder auch orientalischen Sprachen entnommen, denn:

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“

Je unverständlicher nun dem Kranken die Worte erschienen, einen desto tieferen wunderwirkenden Sinn vermutete er dahinter. Bei Krankheiten, wo jetzt der Arzt dem Fiebernden das teure Chinin verschreibt, schrieben einst seine Vorfahren nur einfach das Wort: „Abracadabra“ auf ein Zettelchen und ließen das beschriebene Papierstückchen verschlucken; das Fieber sollte dadurch sicher vertrieben werden. Kleine dreieckige Papierstückchen, auf welche einige Worte aus der Bibel von geweihter Hand geschrieben waren, wurden St. Lukaszetel genannt und von Frauen bei schweren Geburten eingenommen. Die Scharfrichter, als Diener des Todes, hatten nach altem Glauben die Macht, Freischeine auf den Tod auszustellen, und trieben mit Anfertigung von solchen Urkunden ein Gewerbe, welches man Passauer Kunst nannte. Da solche Zettel vom Henker vor Tod und Verwundungen schützen sollten, so war es bei den alten Landsknechten noch zur Zeit des 30jährigen Krieges Sitte, ein solches Schutzmittel auf dem Herzen zu tragen.

Wie schon aus den oben mitgetheilten Vorschriften zu den Amuletten erkennbar, hat die Astrologie, welche im Mittelalter durch unzählige Würzelchen und Säserchen mit sämtlichen Wissenschaften verwachsen war, einen bedeutenden Einfluß auf die Medizin ausgeübt. Es war Gebrauch, bei Krankheiten das Horoskop des Kranken zu stellen. Da zwischen den sieben damals bekannten Metallen und den sieben sogenannten Planeten eine große Gleichheit bestehen sollte und jedes der Metalle den Namen desjenigen Planeten erhielt, von dem es angeblich abhängig war, so wurde vielfach bei den Kranken dasjenige Metall angewandt, welches zu dem Planeten gehörte, welcher den Lebensweg des Kranken am meisten durchkreuzte. Noch jetzt ist es bei der ländlichen Bevölkerung eine ziemlich allgemeine Meinung, daß Wurmfiguren nur bei abnehmendem Monde glücklich gelingen. Im Mittelalter schien man eine gewisse Ahnung von dem Zusammenhange der einzelnen Glieder der ganzen Schöpfung untereinander zu haben. Man suchte diese Verbindung indessen nicht durch die Erforschung der allgemeinen Naturgesetze weiter aufzuklären, sondern man nahm einfach ein geheimes Band, welches alle Geschöpfe unter einander verknüpfe, an und fabelte von einer geheimen Sympathie, welche die Natur durchziehe. Da die ganze Welt nach damaliger Ansicht nur zu Nutz und Frommen des Eben-

bildes des Schöpfers geschaffen war, so mußte der ganze Kosmos natürlich auf den Mikrokosmos Bezug haben, und man glaubte, die Beziehung mancher Naturgegenstände zum Menschen an Ähnlichkeiten und verschiedenen anderen geheimen Zeichen erkennen zu können. Durch solche Anschauungen ward die Medizin in wunderbare Bahnen gelenkt. Es entstand die wunderbare Lehre von den „Signaturen“ der Arzneimittel, welche namentlich von Paracelsus und seinen Anhängern ausgebildet wurde. Oswald Croll begründet dieselbe in seinem 1623 erschienenen Traktat: „Von den innerlichen Signaturen, oder Zeichen aller Dinge“ wie folgt: „Gleichwie die Stumme, denen die Gebärden anstatt der Sprach, und andere sprachlose Thiere ihre affectus und Willen durch die Gebärde und Bewegungen des Leibs zu erkennen geben: also hat auch Gott einem jeden Gewächs seinen Verräther eingepflanzt, damit man die eigenen und sonderbarn Kräfte und Eigenschaften der Kräuter, so heimlich in denselbigen verborgen, durch ihre eusserlichen Signaturen, das ist die Vergleichung der Form und Figur, auß ihrem bloßen Anschauen köndte erkennen und errathen: Ja, wie jetzt gesagt worden, so reden sie auf magische Weise und durch ihre Signaturen mit uns. Dann welche einen Schatz in die Erde vergraben, die pflegen denselbigen Orth mit etwas zu zeichnen. Also hat auch Gott der Herr in der Natur viel Dinge, die nicht einem jeden vor Augen, allein gezeichnet, damit wir sie durch fleißige Nachforschung möchten erlernen“ . . .

„Wer dieses Fundaments keinen Verstand hat, und dieses philosophisch und medicinisch Alphabets unerfahren ist, der kan kein probierter Medicus sein und genannt werden. Dann die Characterismi und Signaturae naturales der Natur, welche aus der Creation oder Erschaffung nicht mit dinten, sondern mit dem Finger Gottes in allen Creaturen eingegraben oder angeschrieben sind, sind der beste Theil der wahren Literatur, durch welche alle verborgnen Dinge werden gelesen und erforschet . . . Ohne die Physiognomiam und Chiro-mantiam wirdt kaum ein einzig Geheimniß der Medicin erlangt, daß die Probe der Erfahrung köndte aufstehen.“ Auf Grund solcher Erwägungen wählte man die Arzneimittel nicht nach ihren eigentlichen Wirkungen, sondern hauptsächlich nach ihren geheimnisvollen, zauberartigen Beziehungen zu dem Kranken und dessen Krankheit. Weil die Blätter des Leberblümchens (*Hepatica triloba*) die Gestalt

der Leber und auf der unteren Seite auch die braune Farbe derselben haben, so wurden sie gegen Leberkrankheit angewandt. Der Natternkopf (*Echium vulgare*) mit einer dem Kopfe der Natter ähnlichen Blumenkrone war natürlich ein sicheres Mittel gegen Schlangenbiß. Da der Saft des Drachenbaumes rot wie das menschliche Blut ist, mußte derselbe natürlich Heilkräfte für das Blut besitzen. Adam Lonicer schreibt im 16. Jahrhunderte daher über das Drachenblut: „Das Pulver gemischt mit Eyesweiß und Rosenwasser, die Schläff damit bestrichen, benimmt das Nasenbluten. Wer Blut harnet, der nemme diß Pulver.“ Der Stein „Sardonyx hat die Gestalt eines Menschennagels“, daher heißt es weiter: „sein kraft ist . . . wider die böse Geschwer der Nägel“. Das Schöllkraut (*Chelidonium majus*) hielt man für eine Himmelsgabe (*coeli donum*); denn an der gelben Blüte und dem ebenso gefärbten Mischsaft sah man ganz deutlich, daß es vom Schöpfer zur Hilfe gegen Gelbsucht dem Menschen geschenkt war. Der Allermannsharnisch oder Siegwurz (*Gladiolus communis*) hat schwertförmige Blätter, und seine Zwiebel ist äußerlich mit nehartigen Häuten wie mit einem Panzer umgeben. Unsere Vorfahren, welche den sympathetischen Schlüssel benutzten, um im Buche der Natur zu lesen, erkannten an diesen Zeichen, daß die Pflanze von der Vorsehung dazu bestimmt sei, den Menschen stich-, hieb- und schußfest zu machen. Daher trugen die alten Ritter unter ihrem stählernen Panzer vielfach eine solche Wurzel als Amulett mit sich, und glaubten sich dadurch nicht allein gegen Verwundungen und böse Geister geschützt, sondern meinten auch, dadurch den Sieg auf ihre Seite zu ziehen. Noch jetzt werden diese Wurzeln zu abergläubischen Zwecken in manchen Gegenden Deutschlands gebraucht. Zum Weihnachtsfeste pflegt noch mancher Schwarzwälder Bauer sich „ein Hefen und ein Sefen“ Allermannsharnischwurz (*Radix victoralis longa* von *Allium victoralis* und *Radix victoralis rotunda* von *Gladiolus*) aus einer Apotheke zu holen, um dies „Päärle“ in seinem Hause unter der Thürschwelle einzugraben und dadurch alle bösen Geister, Hegen und Krankheitsdämonen, welche hauptsächlich in der Christnacht umgehen, von Menschen und Vieh im Hause fernzuhalten. Die Milchwirtschaft treibenden Bewohner des Harzgebirges glauben noch immer nicht an die jetzigen allgemeinen Sündenböcke, Pilze genannt, und sind der Ansicht, wenn

ihnen ihre Milch blau wird, dies rühre nicht etwa von Bacterium syncyanum, sondern von Hexen her. Um ihre Milch vor diesen zu schützen, ist nach ihrer Ansicht die blauäugige Gundelrebe (*Glechoma hederacea*) ein ausgezeichnetes Mittel. Sie winden daher von dieser einen Kranz und melken durch denselben in der Walspurgisnacht, wenn aus allen Weltgegenden die Hexen zum Blocksberg hinaufreiten, ihre Kühe aus, und dieselben bleiben dann ein ganzes Jahr von blauer Milch verschont. Oswald Croll lehrt: „Die Welsche Fuß haben die ganze Signatur oder Zeichen des Hauptes: Ihr äußerste Rinde oder Fußlauf vergleichen sich dem Pericranio oder Häutlein über der Hirnschahl. Dannhero auch das Salz aus solchen Rinden gemacht, zu den Wunden dieses Häutleins ein sonderbarer Mittel ist. Die harte Schahl vergleicht sich der Hirnschahl. Das inwendige Häutlin, mit welchem der Kern selbst überzogen ist, referiert oder präsentiert die Häutlin des Hirns. Der Kern selbst aber die Substanz des Hirns. Ist derowegen auch zu demselbigen sehr bequem und schwächt die Gifft. Dann wenn er wirdt gestossen, mit gebrannten Wein befeucht und auff den Hauptwirbel gelegt, stärcket er das Hirn und ganze Haupt gewaltig.“ „Das langlechte Moos, so sich an den Bäumen hängt, ist gleichfalls wie derselbigen Haar und wird demnach sein gesotten Wasser zum Aufsalzen der Haupthaar auch gebraucht.“ „Das Kraut Gottes Gnad (*Gratiola*) und Storckenschnabel sind wie ein Schienbein formiert und demnach pulverisiert zu den Beinbrüchen ein sonderbare Arznei.“ So wußte man durch Ähnlichkeiten überall eingebildete Heilkräfte an Naturgegenständen zu entdecken.

Für sehr leicht hielt man es, eine Krankheit in einen Gegenstand, zu dem sie in geheimer Sympathie stehen sollte, geradezu überzuführen. Gebräuchlich ist noch jetzt bei uns ein derartiges Verfahren zur Vertreibung von Warzen oder Leichdornen. Man bestreicht dieselben einfach einigemal mit einer Totenhand, und sofort fangen die Leichdorne an, abzusterben und zu vergehen; denn ihre Lebenskraft ist in die Totenhand übergegangen und wird mit dieser begraben.

In ähnlicher Weise dachte man sich auch die Wirkung der sogenannten Mumie oder des sympathetischen Eies, welches zur Zeit des Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, im

16. Jahrhunderte, und später von dessen Anhängern, den sogenannten Paracelsisten, vielfach gebraucht wurde. Zur Herstellung dieser Mumie füllte man ein ausgeblasenes Hühnerei mit dem warmen Blute eines gesunden Menschen, verklebte es wieder sorgfältig und legte es sofort, damit die Lebenskraft nicht durch Erkalten daraus entschlüpfe, mit anderen Hühnereiern einer Henne zum Bebrüten unter. Nach einigen Wochen brachte man das Ei zum Schluß in einen warmen Backofen und ließ es in demselben so lange Zeit liegen, als notwendig ist, ein Brot fertig zu backen. Das so zubereitete Ei heilte jede Krankheit; denn, da man das Blut für den eigentlichen Sitz der Lebenskraft hielt, so hatte natürlich jeder Krankheitsdämon zu diesem Ei, welches das menschliche Blut in so verdichteter Form enthielt, eine natürliche Zuneigung. Man brauchte das warme Ei nur auf die krankhafte Körperstelle zu legen und nachher in die Erde zu vergraben, so war man geheilt; denn die Krankheit war natürlich sofort in das sympathetische Ei geschlüpft. Viele Bäume haben noch jezt nach dem Glauben des Volkes die Fähigkeit, die menschlichen Krankheiten auf sich zu nehmen. Zur Heilung der Gicht schleppt sich im niedersächsischen Gebiete mancher Kranke nachts um die zwölfte Stunde mit seinen Krücken unter eine Fichte und spricht:

„Fichte, liebe Fichtin,
Ich bring' hier meine Gicht hin!
Der erste Vogel, der über dich fliegt,
Mache du, daß der sie kriegt.“

Die Fichte kann natürlich einer so poetischen Bitte nicht widerstehen, nimmt die Gicht auf sich, und der Kranke verläßt sofort ohne Krücken schnellfüßig den Ort und kehrt geheilt zurück.

In Hessen steht an Stelle der Fichte die Birke in dem Rufe, die Gicht heilen und in sich aufnehmen zu können. Zur Zeit des letzten Mondviertels ziehen daher oft ganze Scharen Gichtkranker vor Sonnenaufgang in den Birkenwald, jeder an einen anderen Baum, und sprechen:

„Ich stehe hier vor Gottes Gericht
Und verknüpfe meine Gicht.
Alle Krankheit am Leibe
In dieser Birke bleibe!“

Dabei knüpft der Kranke einen Knoten in einen Birkenzweig und hofft, damit geheilt zu sein.

Da sich nach einer alten Sage Judas Ischarioth an einem Fliederbaume erhängt haben soll, so glaubte man, der Baum besäße geheime Zauberkräfte. Da der Fliederthee Schwitzen und Fiebern bewirkt, so traut man dem Fliederbaume nach dem Grundsatz: *Similia similibus curantur*, zu, er stehe in geheimer Sympathie zum Fieber und heile dieses, wenn man ihn darum bitte; deswegen gehen Fiebernde auch bei uns, ich meine am unteren Laufe der Elbe, noch unter ihn und sprechen:

„O Fliederbaum, du lieber,
 Mich quält das kalte Fieber:
 Weil Judas sich an dir erhängt,
 Sei das Fieber dir geschenkt!“

Alsdann bricht der Kranke einen Zweig des Fliederbaums ab, steckt denselben in die Erde, und wenn das Heilverfahren nach Wunsch geht, verläßt das Fieber den Leidenden und fährt an dem Fliederzweige, gleichsam wie der Blitz an einem Blitzableiter, hinunter in die Erde. Nach dem Glauben des Volkes hat bei einigen Arzneimitteln auch der Preis Einfluß auf die Wirksamkeit derselben. In Norddeutschland steht die Zahl 7 in besonders günstigem Ruf; in Süddeutschland, besonders in Franken, scheint die Zahl 9 jener vorgezogen zu werden. Wenn sich eine Dorfsibylle ihren Kampfer einkauft, um ihn gegen Gicht in einem Beutelschen bei sich zu tragen, so verlangt sie immer um 9 Pfennige, da der Kampfer sonst nicht hilft.

Nach dem Glauben des Volkes giebt es auch Heilmittel, mit denen man die Kranken in ihrer Abwesenheit heilen kann. Zu diesen gehörte in früheren Jahrhunderten die wunderbare Waffensalbe des Paracelsus, zu der die Vorschrift lautet: „Nimm das Fett oder Schmeer von einem verschnittenen wilden Eber und von einem Beern, jedwedes 8 Loth; je älter die Thiere sind, je besser ist das Schmeer, jedoch daß sie auch nicht über 7 Jahr alt sind; dieses Schmeer wasche zuvor in rothem Wein und lasse es darinnen eine halbe Stunde lang bei einem gelinden Feuer sieden, darnach gieß es in ein kaltes Wasser und sammle mit einem Löffel die oben auf schwimmende Fettigkeit, Dasjenige aber, was auf den Boden gefallen ist, thue hinweg. Darnach nimm ein halb Maß Regen-

würmer, solche, in Wasser oder Wein gewaschen, thue in einen vermachten Hafen und lasse sie in einem Bäckers-Ofen dürr werden; siehe aber zu, daß sie nicht verbrennen, zerreibe sie alsdann zu einem Pulver. Nimm von diesem Pulver, wie auch von dem Hirn der wilden Schweine, jedes zwei Loth, das Hirn muß in der Schweinsblase mit Urin eine Zeit lang macerirt, und alsdann getrocknet werden; zu diesem thue gelben Sandel, Mumien und Blutstein jedes 2 Loth, von dem Moos, welches aus der Hirnschale eines gehenkten Menschen gewachsen und im Zunehmen des Mondes, wenn er in dem Planeten Veneris ist, von der Hirnschale abgenommen worden. Alles Dieses miteinander zerstoßen und vermischet, mache mit dem obigen Fett von dem wilden Schwein und Beeren eine Salbe daraus und hebe es in einem verschlossenen Gefäß zum Gebrauch auf. Am Besten ist die Salben, so sie in dem Herbst, wenn die Sonne in dem Zeichen der Waage läufet, bereitet wird. Die Kräfte und Tugenden, welche diese Salben erweist, sind fast nicht zu glauben, denn es curiret alle Wunden, sie mögen gehauen, geschlagen oder wie sie wollen sein, wenn man nur das Instrument, damit die Verwundung geschehen ist, haben kann, obgleich der Patient viel Meil-Weg davon entfernt ist; gedachtes Instrument muß, wenn die Wunden groß ist, alle Tage einmal damit beschmieret, mit einem saubern leinen Tuch verbunden und an einem reinen und laulichten Orte verwahrt werden; auch muß man sich mit allem Fleiß fürsorgen, daß auf das Instrument kein Staub falle, oder daß solches von keinem kalten Wind angeblasen werde, andernfalls würde der Patient großen Schmerzen empfinden und gleichsam unsinnig darüber werden. Diese Kur, ob sie wohl übernatürlich zu sein scheint und deswegen von vielen vor verdächtig gehalten wird, so ist es doch in der That nicht also, sondern es wissen die Naturverständigen aus der Erfahrung und fleißigen Untersuchung, daß es vermittels einer magnetischen und an sich ziehenden Kraft, welche von dem Gestirn kräftig gewürket wird, geschehe, indem solche magnetische Kraft der Salben von dem Gestirn durch Vermittelung der Luft der Wunden zugeführet wird.“ Die Einflüsse der Astrologie auf die damalige Chirurgie sind auch hier unverkennbar, und:

„Was man sich nicht erklären kann,
Das sieht man als magnetisch an.“

In Hessen heißt man nach einem Volksglauben noch heutzutage in der Abwesenheit des Kranken diesen in ähnlicher Weise aus der Ferne. Bei zerbrochenen Gliedern wird von chirurgischen Zauberfünflern statt des Leidenden, namentlich in der Tier-Heilkunst, einem zerbrochenen Stuhl- oder Tischbein ein Verband angelegt und eine Beschwörungsformel gesprochen. Der verbundene Gegenstand darf dann neun Tage nicht berührt und gerückt werden, alsdann ist indessen nicht etwa das Tischbein, sondern das gebrochene Glied wieder angeheilt.

Zu allen Zeiten war es ein Hauptwunsch der Menschen, den Schleier, welcher die Zukunft verhüllt, zu lüften. Matthiolus erzählt in seinem „New Kreuterbuch“ (Deutsch von G. Handsch, Prag 1583), daß die großen Galläpfel die Eigenschaft hätten, jährlich zu deuten und anzuzeigen, ob das Jahr fruchtbar oder unfruchtbar, ob sich Krieg empören oder die Pestilenz regieren werde. „Im Jenner oder Hornung nimm einen neuen, ganz unversehrten Gallapfel, der nicht löcherig ist, brich ihn mitten entzwei, so findest du darinnen eines unter den drei Dingen, nämlich eine Fliege, Würmle oder Spinne. Die Fliege bedeutet Krieg, das Würmle Theuerung, die Spinne Sterbeslauf.“ Bekanntlich entstehen die Galläpfel dadurch, daß das Weibchen der Gallwespe (*Cynips gallae tinctoria*) seine Eier in die Äste und jüngeren Zweige der Eiche (*Quercus infectoria*) mittelst des Legestachels ablegt. Es entsteht dadurch ein Zufluß der Säfte nach den angestochenen Teilen, so daß die Larven, wenn sie aus den Eiern kommen, schon von einem kleinen Wulst umgeben sind, der den ganzen Sommer bis zum Herbst wächst und sich zu den Galläpfeln ausbildet. Die Larve verpuppt sich in denselben, die Puppe entwickelt sich schließlich zur Gallwespe, welche, wenn der Gallapfel nicht vorher gesammelt wird, aus dem Flugloche herausschlüpft. Da sich die Flugwespe von keinem Reichspatentante ein Patent auf die Herstellung der Galläpfel hat geben lassen, so pfuschen ihr verschiedene andere Ichneumonidenarten, welche eher im Aussehen einer Spinne als einer Fliege ähneln, ins Handwerk. Der Wechsel der Insassen der Galläpfel erklärt sich also teilweise aus der Verschiedenartigkeit der Insekten, durch welche sie entstanden sind, teilweise aus dem mehr oder minder vorgeschrittenen Generationswechsel derselben.

Auch für das Gedächtnis wußte die alte Medizin Hilfe anzugeben. Um dem Leser das Behalten des in diesen Zeilen Mitgetheilten zu erleichtern, möge dies Mittel hier noch seinen Platz finden. Es ist nämlich die Frucht *Anacardium*; „ein halbes Quentlein schwer eingenommen, stärkt den schwachen Sensus, vertreibt die Vergessenheit und schärfet den Verstand, ist nützlich der Schwachheit des Hirns, welche von Kälte oder Feuchtigkeit entstanden ist, und der Verlähmung der Glieder“. Da die *Anacardium*-Früchte, welche noch jetzt in der Volksarznei, auf eine Schnur gereiht, gegen Zahnschmerzen und Rheumatismus um den Hals getragen werden, ein scharfes Öl (*Cardol*) enthalten, so muß man mit dem Einnehmen derselben jedoch vorsichtig sein.

Der grobe medizinische Aberglaube ist heute nicht mehr in der Wissenschaft zu finden, und auch beim Volke ist er immer mehr im Schwinden. Indessen, wie das religiöse Bedürfnis der Menschheit, so oft auch Religionen untergingen, stets neue Glaubensformen erzeugte, ebenso brachte der Trieb zum Überfönnlichen und Mystischen, welcher tief im innersten Wesen des Menschen begründet zu sein scheint, stets Neues zur Welt. Dieselbe Zeit, welche den roheren Aberglauben aus der Medizin verjagte, lauschte gläubig dem schweizerischen Priester Joh. Jos. Gafner, als er lehrte, daß die meisten Krankheiten von bösen Geistern herrührten, und erlaubte demselben, unter dem Schutze hoher Kirchenfürsten durch Segensprechungen und Teufelsbeschwörungen in den weitesten Kreisen des Volkes Heilversuche anzustellen. Dasselbe Jahrhundert brachte uns, anknüpfend an einen sehr kleinen Kern von bisher von der Schulweisheit noch nicht erforschter Wahrheit, die Auswüchse von *Tagliozzios* und *Mesmers* Magnetismus und *Sommambulismus*, von *Jungs* Geistertheorien und *Spiritismus*, und ließ *Hahnemann* auf den Grundsätzen: „Was mehr verdünnt, mehr wirken muß“ und „*Similia similibus*“ die eigenartige medizinische Richtung der *Homöopathie* aufbauen. Wenn die Wissenschaft diesen Geistesrichtungen auch keine völlige Daseinsberechtigung zuerkennen will, so daß selbst der verbreiteten *Homöopathie* meines Wissens bislang noch an keiner deutschen Universität ein Lehrstuhl eingeräumt worden ist, so haben diese, den jetzigen Zeiten jedenfalls mehr entsprechenden, sozusagen vergeistigten Arten von Aberglauben doch eine solche

Zahl gläubiger Anhänger und Verehrer gefunden, daß unsere Zeit entschieden kein Recht hat, über den Aberglauben unserer Vorfahren hochmütig zu lächeln; denn das Reich einer völlig aufgeklärten Menschheit liegt, wenn nicht ganz im Lande idealer Träume, jedenfalls noch in nebelgrauer Ferne der Zukunft.

